

ansieht, für welche Blumen sie wohl gedacht sein mögen, kann sie nicht ins Klare kommen. Als leidenschaftliche Blumenfreundin weiß sie aus ihrer Praxis, daß jede Art ihre Vase haben muß. Auf eine Erkundigung wird ihr bedeutet, daß man wohl Blumen hineinstellen kann, aber nur in einem besonderen Glase, denn die Vasen halten nicht dicht. Sie seien in erster Linie als Dekoration gedacht.

Da ist neues Tafelsilber. Salzfässer — man braucht eins für jeden Gast — da liegt das Salz unmittelbar im Silber, es ist kein schützendes Glas darin. Weiß der Künstler nicht, daß man Salz nicht in Silber aufbewahren kann? Seine Salzfässer sind so ornamentiert, daß man nicht einmal nachträglich eine kleine Glaschale hineinstellen kann. Ist dem Künstler unbekannt, daß seit dem Ende des achtzehnten Jahrhunderts die Goldschmiede und ihre Zeichner das Glas nicht als Notbehelf in die silberne Hülle des Salzfassers möglichst unscheinbar eingebettet, sondern seine blaue oder grüne Farbe mit dem Silber der durchbrochenen Hülle zusammen zu reizvollen dekorativen Effekten benutzt haben? Er sollte es eigentlich wissen, wenn er nicht vermag, es selber zu erfinden.

Es ist einerlei, ob die Hausfrau die Ausstellungen in Paris, Brüssel, Dresden, München, Berlin, Kopenhagen oder Stockholm besucht, es werden ihr vor einem erheblichen Teil der ausgestellten Arbeiten überall dieselben Zweifel aufsteigen.

Muß das so sein?

## Das Zimmer des neunzehnten Jahrhunderts

(1896)

Wenn die Kunst ins Haus kommen soll, muß das Haus in seiner gesamten Einrichtung eine passende Umgebung für das Kunstwerk bieten.

Die meisten unserer Wohnhäuser sind jedoch durch ihre Architektur weder für eine behagliche innere Ausstattung, noch für die Einfügung von Kunstwerken geeignet.

Es gibt nur ganz ausnahmsweise ein Zimmer, das dem Gemälde, der Statuette die richtige Beleuchtung gewähren kann. Denn unsere Fenster werfen alles Licht auf einen kleinen Fleck des Fußbodens statt auf die Wände, und unser Mobiliar ist meist wenig geeignet, mit Kunstwerken zu einer harmonischen Einheit zusammenzugehen.

Alle Kunstpflege muß im Hause beginnen.

Und weil wir in den Hansestädten noch das Wohnhaus haben, sind wir berechtigt und sogar verpflichtet, in der künstlerischen Reform des Hauses selbstständig vorzugehen.

Wir haben in Hamburg unsere Architektur dadurch verdorben, daß wir nicht, wie die Engländer, das heimische Wesen gepflegt und entwickelt, sondern fremde Vorbilder aus Berlin, Hannover, München, Paris und London kritiklos nachgeahmt haben.

Für die innere Einrichtung unseres Hauses können wir von Berlin, München und Hannover noch weniger Gutes lernen, als für die Architektur, weil unsere Bedürfnisse ganz anderer Art sind.

Ein Überblick über das Zimmer des neunzehnten Jahrhunderts wird erkennen lassen, wo wir stehen.

\* \* \*

Im Handumdrehen wird das neunzehnte Jahrhundert der Geschichte angehören, und wir werden auf die Spanne Zeit, die diesen Namen führt, wie auf etwas abgeschlossen hinter uns Liegendes zurücksehen.

Noch erscheint es uns wie ein Chaos. Und wenn wir nur die ornamentale Außenseite der „Stile“ ansehen, kostet es Mühe, sich zu orientieren. Denn wie die Geschichtsschreibung sich allen Zeiten und Völkern zugewandt hat, wie die Literatur die Formen und Ideen der fernsten Zeiten und Kulturen durch Übersetzung und Nachahmung bei uns einzubürgern suchte, so hat unsere dekorative Kunst sich an allem in der Welt überhaupt Vorhandenen inspiriert. Agypten, Assyrien, Griechenland, Rom, Byzanz, der islamitische Orient aller Epochen, die Gotik, die Renaissance, Persien, China, Japan haben nach und neben-



einander „Vorbilder“ liefern müssen. Dergleichen Aneignungsfähigkeit hat es in solch erschreckendem Umfang nie vorher gegeben.

Und wie in der deutschen Literatur die eigene Triebkraft unter dem Schutt des fremden Importes fast erstickt ist, so führte in den dekorativen Künsten die Nachahmung zum Spiel mit äußeren Formen und zur Vernachlässigung des eigentlichen Inhalts. Es kommt hinzu, daß bei dieser Tendenz der Nachahmung und Aneignung nicht eigentlich die selbständigen und starken Begabungen zur Entwicklung kommen konnten, sondern in erster Linie die formalen Talente, denen von Natur die Aneignung und Nachempfindung leicht wird, Übersetzungtalente. Somit hat die ganze Produktion, wenn man von Produktion sprechen kann, wo die eigentlich produktiven Naturen von der Mitarbeit ausgeschlossen waren, der Eigenart entbehrt.

Aber trotz der unerhörten Mannigfaltigkeit der Formen und des ornamentalen Schmuckes hat doch das Zimmer des neunzehnten Jahrhunderts gewisse durchgehende Charakterzüge, die nicht von der jeweiligen ästhetischen Überzeugung des Bewohners, sondern von seinen durch andere Mächte bedingten Lebensgewohnheiten abhängen.

Zunächst ist der fürstliche Zuschnitt, der im achtzehnten Jahrhundert vom Hofleben ausgehend selbst das wohlhabende Bürgertum umgab, in Wegfall gekommen. Man hält nicht mehr Dienerschaft, als dringend nötig, man will nicht mehr und keine größeren Räume, als man wirklich braucht. Wer dann und wann sehr große Gesellschaften bei sich sieht, pflegt für diese Zwecke einen von den täglich bewohnten Räumen vollständig abgeschlossenen Teil des Hauses einzurichten.

Ist der Umfang des Apparates zusammengeschrumpft — selbst die Fürsten fangen an, vorzugsweise in kleinen Villen zu wohnen und die großen Paläste nur für Repräsentationszwecke zu benutzen —, so wird dieser Rückgang reichlich aufgewogen durch die Differenzierung der Räume und durch die Ausbildung praktischer und hygienischer Einrichtungen.

Noch im siebzehnten Jahrhundert lebte die vornehme Welt im

Schlafzimmer. Es war Toilettenzimmer, Wohnraum, Empfangsraum, Speisezimmer und sogar Küche, denn leichtere Speisen wurden am Kaminfeuer im Schlafzimmer gebacken. Bürgerliche Kreise in Deutschland waren bis gegen Ende des vergangenen Jahrhunderts, wie die Möbel aussagen, im wesentlichen nicht darüber hinaus. Der Rokoko-Schreibtisch, der unten noch die Kommode für die Wäsche, oben den Glaschrank für Tee- und Kaffeeservice enthält, ein typisches Möbel der Zeit, verrät deutlich, zu was für verschiedenen Zwecken ein und derselbe Raum benutzt wurde.

Den neuen Lebensgewohnheiten, die auf die größtmögliche Behaglichkeit und Sauberkeit, auf die bequemste und gleichmäßigste Regelung aller wiederkehrenden Funktionen ausgehen, hat sich das Mobiliar angepaßt. Es wurde differenziert wie die Räume. Uralte Typen mußten dabei aufgegeben, andere weiterentwickelt, noch andere neu erfunden werden.

Aus den Wohnzimmern verschwinden die Aufbewahrungsmöbel für Kleider und Wäsche, ebenso aus den Schlafzimmern, wo für ein Schrankzimmer oder Toilettenzimmer Raum ist. Tafelgeräte werden nicht mehr in den Wohnzimmern aufbewahrt, die schließlich nur noch ein System von Sofas, Stühlen und Tischen enthalten, mit wenigen Schränkchen für Bücher und Bibelots und dergleichen. Auch der eine große Tisch vor dem Sofa, um den sich das häusliche Leben der Familie früher bei uns bewegte, wie um den Kamin bei den Engländern, fängt an zu verschwinden. Wohl geht dabei auch ein Stück behaglichen Familienlebens verloren. Aber man muß sich hüten, Ursache und Folge zu verwechseln. Der Tisch ist von den Lebensformen abhängig, nicht umgekehrt, und schließlich, das Familienleben ist nicht ärmer geworden, weil es nicht mehr ausschließlich das eine Zentrum des Sofatischen hat, sondern reicher, und wenn auch Sofa und Tisch weniger bedeuten als zur Zeit der Großeltern, so geht doch damit kein uraltes nationales Erbe verloren; die Kombination von Sofa und Tisch war kaum ein Jahrhundert alt.

In England und Amerika, wo sich das Zusammensein der Familie



noch mehr beschränkt, hat die neue Sitte zu einer konsequenten Durchbildung all der Möbel geführt, die dem einzelnen dienen. Zu jedem Stuhl gehört ein Tisch, für den Gebrauch im Garten werden Stuhl und Tisch zu einem Möbel verbunden, indem man die eine Armlehne als Tisch ausbildet und unter dem Sitz, neben der Seiten- oder Rückenlehne Raum für die Aufbewahrung oder das Ablegen von Zeitungen und Büchern schafft.

Das Schifferhaus in Lübeck, ein Klubraum vom Anfang des sechzehnten Jahrhunderts mit seinen festen Bänken, in deren Abteilen die einzelnen Gesellschaften wie in Logen sitzen, und die Einrichtungen eines modernen englischen oder amerikanischen Klubs, die für die Bedürfnisse des Individuums zuerst sorgen, bezeichnen Anfang und Ende einer langen Entwicklungsreihe.

\*                      \*

\*

So hat das neunzehnte Jahrhundert bisher zwar keinen durch die ornamentale Außenseite in die Augen fallenden neuen Stil im Sinne des Rokoko gezeitigt, aber dafür neue Lebensformen geschaffen, und wo diese ihre ungehinderte Ausbildung erfahren haben, schließlich auch etwas von einem neuen mehr sachlichen als ornamentalen Stil angebahnt in England und teilweise in Amerika. Deutschland mußte zurückbleiben, weil seine Interessen auf anderen Gebieten lagen, weil eine maßgebende Gesellschaftsschicht fehlte, die den übrigen ein Beispiel vorgelebt hätte, und schließlich, weil es erst im letzten Drittel des Jahrhunderts sich eines allgemeinen Wohlstandes zu erfreuen begann. Frankreich hatte seine alte Kultur zerstört und war von einer unbezwinglichen Sehnsucht nach ihr erfüllt. Heute ist es der Traum jedes Franzosen, in echten Möbeln des *ancien régime* zu leben, und wer Originale nicht erwerben kann, greift nach den Nachbildungen. Das ist eine der Ursachen, weshalb auch in Frankreich die Formel nicht gefunden wurde, die unser Bedürfnis ausdrückt.

England dagegen fand sich nach allen Richtungen in unendlich glücklicherer Lage. Es besaß eine alte Aristokratie, die dem ganzen Volk

vorlebte, es hatte sich größten Reichthums und weit hinabreichender Wohlhabenheit zu erfreuen; der praktische Grundzug im Wesen des Volkes setzte allen Phantastereien energischen Widerstand entgegen und drängte auf Befriedigung der vorhandenen Bedürfnisse; schließlich hatte es besser als irgendein anderes Volk verstanden, seinem täglichen Leben bequeme und dabei ganz feste Formen zu geben. Im ganzen Land sind bei allen Bemittelten die Arbeits- und Mußestunden dieselben, alle Tischzeiten gehen durch, ein unschätzbarer wirtschaftlicher Vorteil. Denn das beugt der durch fortwährende Anpassung bedingten Zeitvergeudung vor, unter der wir in Deutschland leiden, wo in den Großstädten die Tischzeit zwischen ein und acht Uhr schwankt, und wo die Familie, wenn sie allein ist, zu anderer Stunde speist, als wenn sie Gäste hat oder eingeladen ist.

Statt über die straffe, aber praktische Lebenshaltung und Einrichtung der Engländer mit billigem Spott zu reden, sollten wir uns klarmachen, wie viel Zeit und Überlegung die Gleichmäßigkeit erspart, und sollten ernsthaft alle Versuche fördern, die Ähnliches bei uns anstreben. Die Konsequenzen fester nationaler Gewohnheiten sind unermeslich. Auch die Überlegenheit der dekorativen Künste Englands geht in letzter Linie auf diese Grundlage zurück. Und wenn wir uns fragen, wie kommt es, daß jeder Fremde, der nach England zieht, in seinen Gewohnheiten Engländer wird, der Engländer im Auslande Engländer bleibt, so kommen wir zuletzt auf den Untergrund ganz fester nationaler Lebensgewohnheiten.

Die Franzosen haben am Ende des achtzehnten Jahrhunderts dem Bürgertum die politische Macht erobert, die Engländer haben der bürgerlichen Kultur, die die fürstliche Ludwigs XIV. abgelöst hat, den höchsten äußeren Ausdruck gegeben. Das unbequeme Fürstenschloß, im Sinne von Versailles auf äußere Pracht und Repräsentation gestellt, und ein englisches Bohnhaus mit differenzierten Räumen, die der Bequemlichkeit dienen, bilden die Typen der zwei Kulturen.

\* \* \*



Auch das Zimmer des neunzehnten Jahrhunderts drückt das Wesen seines Bewohners aus. Ist doch alles, womit der Mensch sich umgibt, die Kleider, die er trägt, die Werkzeuge, die er braucht, die Möbel, die ihm dienen, das Haus, das ihn birgt, eine Erweiterung seiner Körperlichkeit, wie bei den Tieren die mannigfach modifizierte Bekleidung und die unendliche Vielgestaltigkeit zu Werkzeugen umgebildeter Glieder, nur daß der Mensch seine ins Unendliche komplizierten Bedürfnisse nicht durch die Entwicklung seines Leibes befriedigen kann.

Was der Mensch des neunzehnten Jahrhunderts ist, das sagt am deutlichsten seine Kleidung aus. Der Bürger hat den seidenen gestickten Rock der fürstlichen Gesellschaft ausgezogen, hat Degen, Spitzen, Federhut und alle übrigen Zeichen des effeminierten Ausklanges der Fürstentzeit abgelegt. Ganz bequem, ganz praktisch, einmal am Leibe so wenig Beachtung bedürftend wie das Fell der Tiere, gehört seine Tracht einem arbeitenden Geschlecht von Männern, das keine Zeit hat, Toilette zu machen, Spitzen zu schonen, Falten zu arrangieren, gut Wetter abzuwarten. Alle kostbaren empfindlichen Stoffe fallen weg, keine Seide, kein Atlas, höchstens als Rockfutter, wo sie nicht sichtbar sind, oder in kleinen Quantitäten als Krawatte, Kragen oder Hutband. Viel geschmäht, lange Zeit verachtet ist ihre bescheidene Schönheit am Ende doch der Welt aufgegangen, die sie haßte, sich nach der Seide des Rokoko und dem Brokat des fünfzehnten Jahrhunderts sehnte, aber sie trotz alledem nicht missen konnte. Und jetzt endlich, am Ende des Jahrhunderts, das ihren Bann so schwer getragen und sich in der Kunst und im Kostümfest in farbigere Zeitalter flüchtete, wird sie auch künstlerisch verstanden und gewürdigt, und es dämmert die Möglichkeit einer tieferen ästhetischen Durchbildung auf der gegebenen Basis.

Am Anfang des Jahrhunderts waren Tracht und Möbel vollkommen einheitlich entwickelt.

Dann kam die Romantik, deren Zaubermacht zwar der neuen schlichten Tracht nichts anhaben konnte, aber doch das Zimmer verschiedentlich und von Grund aus umgestaltete. Frack, Gehrock und Toppe der modernen Gesellschaft mußten nacheinander durch imitiertes

Rokoko, imitierte Gotik, imitierte Renaissance, imitierten Orient, imitiertes Barock und nochmals imitiertes Rokoko schreiten, und heute erst scheint wieder eine Periode heraufzuziehen, in der Tracht und Umgebung nach denselben Gesetzen gebildet werden.

Wie bei der Tracht, strebte das neunzehnte Jahrhundert auch bei den Möbeln zu Anfang nach Schlichtheit, praktischer Durchbildung, energischer Anpassung an die differenzierten Räume.

Die Stilwandlungen sprachen jedoch sehr stark mit, und Konzessionen an Stil und Ornament haben schließlich mit dem völligen Aufgeben der schon erreichten praktischen und bequemen Formen geendet.

Die erste Epoche, das Empire, ist ein Übergangstil in Tracht und Hausrat. Wohl standen Architektur und Möbel unter dem Bann der Antike, aber bei weitem nicht in dem Maße, wie das Vorurteil uns einreden möchte. In Wirklichkeit sind das Empire und sein Ausklang, die stille Biedermeierzeit, die eigentliche Keimperiode des modernen Möbels. Das Bürgertum richtete sich ein, und in der ersten Energie der Lebensäußerung erfand es für alle neuen Bedürfnisse die neuen Möbeldtypen. Noch war das Handwerk im Besitz solider Tradition, und noch kümmerte sich der Besteller persönlich um die Ausführung. In einem Hamburger Hause fand ich im Esszimmer wunderschöne, einfache und ganz ideal bequeme Stühle, in denen man bei Tisch fest von der Lehne gefaßt sitzen konnte, und die beim Servieren gleichsam nicht vorhanden waren, so wenig hinderten sie. Man zeigte mir nachher auf dem Boden ein halbes Duzend Modelle, die der Großvater eins nach dem anderen hatte anfertigen lassen. Er hatte sie sorgfältig durchprobiert und so lange Verbesserungen verlangt und angegeben, bis er nichts mehr auszusetzen fand. Das ist dieselbe Methode, nach der heute in den englischen Klubs die allen Zwecken in Vollkommenheit dienenden Möbelformen erreicht werden, und die wir nach Möglichkeit wieder aufnehmen müssen, wenn wir aus unserer Misere herauskommen wollen. Wer die Empire- und Biedermeiermöbel unbequem schilt, kennt sie nicht.

Unter der oberflächlichen Anlehnung an die Antike geht die logische Entwicklung der alten heimischen Möbeldtypen ruhig ihren Weg.